

Die Stadt Sonnenbühl

Autor(en): **Spielgert, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **2 (1912)**

Heft 44

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-643123>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

sein Lumpengewand. In diesem Abend, über dem Tischgebet des Bauern, war die Erinnerung an seine Herkunft mit bit- terer Deutlichkeit auf ihm. Er hörte die Worte des Betenden nur wie ganz von fern und wurde den Gedanken nicht los, daß er ein Geduldeter sei, dem geringsten der Knechte, dem lahmen Stallknecht, nicht ebenbürtig. Zwyers Stimme weckte ihn, die über den Tisch scholl:

„Nun, Flori, willst nicht ans Essen? Hast es doch sauer verdient!“

Da fuhr er empor mit glührotem Gesicht, langte mit hastigen Fingern nach dem Löffel und tauchte ihn in die Suppe. Dabei hörte er, wie der Bauer, gegen sein Weib gewandt, murmelte: „Die Steinenhalde hat mir noch keiner in einem Tag geschnitten wie der!“ Und es durchzuckte ihn eine jähe, stolze Freude. Es war in seinem Leben nicht oft, daß ihn einer rühmte. Wenn der Zwyer in diesem Augenblick das Leben des Bennet-Flori verlangt hätte, der hätte es willig für ihn in die Schanze geschlagen. Aber es kam noch besser. Als das Essen vorüber war und das Gefinde die Stube verließ, rief der Dorfvogt Flori zurück.

„Der Fost auf der Hornalp liegt an einer Fußverstauchung; du gehst morgen für so lang hinauf, als er liegen muß. Die Leni geht mit dir und bringt mir übermorgen Bericht, ob der Fost heimgeholt werden muß oder sich dort ausheilen kann. Der Jenner-Bub, der Halbnot, der den Bericht gebracht hat, hat keinen Bescheid darüber gewußt.“

Die Dorfvogtin hatte sich bei den Worten ihres Mannes von einem Schranke, vor dem sie just stand, zurückgewandt.

Der Kaspar wird unzufrieden sein, wenn er nicht gehen darf; er ist immer, solange er schon bei uns ist, dem Fost sein Nebenknecht gewesen.“

„Der Kaspar in allen Ehren,“ unterbrach sie Zwyer, „der kommt ein andermal auch wieder dran. Für diesmal geht der Flori; er soll wissen, wie weit das Gut reicht, auf dem er dient.“

Ein Zug leiser Sorge stahl sich in das Gesicht der Bäuerin.

„Aber die Leni bleibt hier, ich kann das Mädchen nicht entbehren!“

„Mutter!“ Der Zwyer lächelte, er sah Flori fest an. „Sag's doch frei heraus, Mutter, du lässest das Mädchen nicht gern mit dem Bennet gehen.“

Flori biß die Zähne zusammen; in ihm kochte der Groll.

Da fuhr der Zwyer fort: „Der Flori soll zeigen, ob er guten Willen hat; ich müßte mich schlecht auf Menschen- gesichter verstehen, wenn die Leni bei ihm nicht sicher wäre! — Also, wenn der Tag auf ist, gehst, Bub, hast gehört?“

Der Dorfvogt trat dicht an ihn heran und sein Blick tauchte in den seinen.

„Ja,“ gab Flori zum Bescheid. Es klang verstockt, er wandte sich rasch ab und verließ die Stube.

Der Bauer drehte sich seinem Weibe zu, dessen Gesicht sich verdüstert hatte.

„Nicht unzufrieden sein, Mutter! Der ist wie junger Wein, das gärt und gärt, aber es kann etwas aus ihm werden! Und ich meine, daß der Ehrgeiz ihm auf die Beine helfen soll. Der ist in ihm wie Feuer!“

Die Bäuerin nickte. „Da hast schon recht, Vater! Aber ein Wasser kommt immer wieder über das Feuer, und das ist das ihm angeborene Schlechte. Ich meine immer, das ist so gut unheilbar wie ein anderes Geburtsübel!“

„Ihr seid doch gut gewesen zu ihm, und jetzt verschimpft Ihr ihn auf einmal,“ mischte sich Leni, die bisher seitab gesessen, ins Gespräch.

„Vielleicht just deinethalb,“ sagte die Zwyerin mit einem großen, klaren Blick. Aber sie fügte hinzu: „Wenn er mich Besseres lehrt, bitte ich ihm von Herzen meine harte Meinung ab!“

Des nächsten Tages, kaum daß des Morgens graue Streifen sich über dem Lochberg in den Nachtgrund des Himmels zeichneten, stand Flori wegberait an der Wohn- stubentür; es war noch alles still. Er pochte. Da scholl des Bauern Stimme, die ihn eintreten hieß, und er fand ihn, sein Weib und Leni stumm über ihrem Frühbrot sitzen.

„Sitz zu, dann macht, daß ihr auf den Weg kommt!“ mahnte der Zwyer.

Das Frühstück ging rasch und still vorüber. Danach lud sich Flori die schwerbepackte Gabel, die vor der Tür bereit stand, auf den starken Rücken.

„Behüt Gott!“ grüßte er und wollte, Leni es überlassend ihm zu folgen, die Treppe hinabsteigen. Da rief ihn Zwyer zurück.

„Die Hand her und schau mich an, Bub!“

Flori hob den Blick. „Hab die Augen offen und trag dem Kind Sorg.“ Des Bauern Finger preßten die seinen, daß ihn ein jäher Schmerz durchfuhr. Aber er mußte nicht. Er fand auch kein anderes Wort als das kurze, trockene „Ja“ von gestern. Nur seine Augen hatten in einem troßigen Stolz aufgeleuchtet.

Die Bäuerin wand Leni ein Tuch um die Schultern: „Der Morgen ist kühl. Wenn die Sonne auf ist, legt es dem Flori auf die Gabel.“ Dann reichte sie beiden die Hand.

„Steiget mit Gott!“

Damit verließen sie Haus und Dorf.

(Fortsetzung folgt.)

Die Stadt Sonnenbühl.

Skizze von Heinrich Spielgert.

Gottfried Kellers wundervolle und wunderliche Stadt Seldwyla ist ein Gemeinwesen, wie es in solcher Ausbildung fröhlicher Starrheit und durchtriebener Pfiffigkeit nirgends existiert. Haben ja doch, nach des Dichters eigener Aussage, verschiedene Schweizerstädte Häuser und Türmchen hergeben müssen, um die unsterbliche Stadt ins Leben zu rufen. Bildlich gesprochen natürlich! Seldwyla ist somit als „ideale

Stadt zu betrachten, welche nur auf Bergnebel gemalt ist und mit ihm weiterzieht, bald über diesen, bald über jenen Gau, und vielleicht da und dort über die Grenze des lieben Vaterlandes, über den alten Rheinstrom hinaus.“

Was sagt ihr aber dazu, wenn ich es unternehme, ein Seldwyla zu zeichnen nicht auf Bergnebel, sondern um mit Fr. Th. Wischer zu reden: „auf den Granitgrund der Realität“?



Mutter mit Kindern in der Sonne. Esther Mengold, Basel.
(Aus dem „Schweizerischen Frauenkalender 1913“.)

Nämlich, ich will von einer ganz bestimmten Schweizerstadt sprechen und ihr Leben und Treiben so schildern, wie es ist und war, und es wird mit tödtlicher Sicherheit ein Seldwyla daraus werden. Natürlich will sich mein Seldwyla keineswegs messen oder auch nur vergleichen mit dem des unsterblichen Züricher Meisters. Das zum Zeichen, bevor ich die Schilderung beginne, meine tiefste Reverenz dem Meister Gottfried!

Die Stadt Sonnenbühl, die mir ein Seldwyla geworden ist, ist meine Geburtsstadt und liegt im schönen Waterland irgendwo an einem See und am Fuße eines waldigen und ordentlich hohen Gebirgszuges. Darin hat mein neues Seldwyla mit dem alten Ähnlichkeit, daß die Burgerschaft einen ausgedehnten und schier unerschöpflichen Waldbesitz ihr eigen nennt, aus dessen Ertrag die verarmten Bürger erhalten werden. Dicht vor den Mauern der Stadt und an den südwärts geneigten Hängen des Seeufers wächst ein Wein, den die Sonnenbühler rühmen, während die benachbarten Städte Spottlieder auf ihn singen. Aber das ficht die Sonnenbühler wenig an; ihren Wein trinken sie selber, gedeihen dabei und werden alt und verachten alle Weine, die unter vornehmen Namen und frech flatterndem Wimpel ins Land hineingefahren kommen. Was tuts, wenn ihr Wein auch sauer ist! Er ist auf ihrem Grund gewachsen, und die gleiche Sonne hat ihn zu reifen versucht, die der Sonnenbühler Arme gebräunt hat. Und wenn erwiesen ist, daß dieser Wein einmal die Stadt vor schwerem Ungemach bewahrt hat, so ist das doch sicher ein Grund mehr, ihn in Ehren zu halten. Es war jaust zur Zeit, als der Torstenson mit seinen Schweden gegen die Truppen des frommen Kaisers Ferdinand zog, um der Kaiserlichen und unterwegs so nebenbei auch anderer Leute Schädel zu spalten, als eines abends ein grauhaariger schwedischer Reiter vor dem Sonnenbühler Obertor hielt und mit knarrender Stimme die Ankunft von ein paar hundert Reitern ankündigte. Ruhig hörte der Torwart den Mann an, und obwohl der Schwede fluchte wie ein Heidenmensch, reichte er ihm doch nach altem Brauch einen Krug voll Sonnenbühler

Wein. Den setzte der Schwede an und trank wie einer, der tagelang im Sonnenbrand der Wüste geritten ist. Aber mit einemmale durchschütterte es ihn, und mit einem lästerlichen Fluch spie er den Wein wieder aus und warf den Krug aufs Pflaster, daß er in tausend Scherben zerfuhr. Und ohne irgend ein Wort zu sagen, aber in seiner Miene eine Art stummen Entsetzens, wandte der Reiter sein Pferd und verschwand in einer Staubwolke, während der Torwart gar beweglich um den vergeudeten guten Wein klagte. Es ist aber zu selbiger Zeit kein einziger von den angekündigten Schweden nach Sonnenbühl gekommen; sie sollen sich der Rheingegend zu verzogen haben. Die Sonnenbühler aber hielten seit dieser Zeit ihren Wein erst recht in Ehren, und sie haben wohl ebensoviel Grund dazu, wie das alte Rom zu seiner kapitolinischen Gänseverehrung.

Nicht umsonst habe ich so viel von dem Sonnenbühler Wein gesprochen; denn wer die Sonnenbühler kennen will, muß auch über ihren Wein Bescheid wissen, weil der einen ganz gehörigen Einfluß auf sie ausübt. Ein schlechtes Weinjahr kann sie zu bissigen und unausföhligen Rüpelu machen, und es ist für solche Jahre immer sicher vorauszusagen, daß die Sonnenbühler ihre Stadtverwaltung stürzen werden. Anders aber, wenn der Wein geraten ist! Da verbessern sie sofort den Pfarrern und Schulmeistern die Befoldungen und würden noch Schrecklicheres tun in ihrem Uebermut, wenn nicht die Stadtverwaltung in ihrer Weisheit den Stadtsäckel dreifach verschürte und den Stadtsäckelmeister darauf setzte, gleichsam als unverletzliches Siegel.

Aus dem Verständnis für pfarrherrliche Befoldungszulagen darf man aber ja nicht etwa schließen, die Sonnenbühler seien überaus kirchlich gefinnte Leute. Sie sind nicht besser als anderswo auch. Seit Jahrhunderten besitzen sie die gleiche Kirche, und obschon sich die Stadt unterdessen bedeutend vergrößert hat, ist die Kirche doch immer gleich groß geblieben und vermag des Sonntags die Andächtigen ohne alle Mühe zu fassen. Und doch lieben die Sonnenbühler ihre Pfarrer; in deren Predigten aber bringt man sie nur mit Mühe. Gewöhnlich finden sich die Seelenhirten bald in diese Zustände. Wenn aber ein frischer und junger Pfarrer neu auftritt, so eröffnet er gewöhnlich mit schwerem Geschütz den Kampf gegen die Lauheit der Sonnenbühler, die aber doch über den schönsten Eifer regelmäßig siegt. Dann erkennt nach einiger Zeit der Pfarrherr, daß er sein mannliches Kämpfen einstellen und sich still bescheiden müsse, und erst jetzt betrachten ihn die Sonnenbühler als vollwertigen Menschen und Bürger.

Um Kunst und Literatur kümmern sich die Sonnenbühler wenig. Da erscheint es denn merkwürdig, daß gerade aus Sonnenbühl ein paar tüchtige Maler und namhafte Schriftsteller hervorgegangen sind. Von ihren engern Mitbürgern sind sie natürlich nie anerkannt worden. Solche Menschen mit ganz andern Ideen haben kein Heimatsrecht in Sonnenbühl, und wenn sie in anderer Gemarkung Brot und Ruhm finden, umso besser! Ein unverdienter Abglanz dieses Ruhmes fällt ja auch so auf die Vaterstadt, und die Sonnenbühler freuen sich seiner wie der Ungerechte der Sonne, die auch über ihn scheint. Der gegen ideale Bestrebungen gerichtete Sinn der Sonnenbühler mag seine Erklärung in der etwas merkwürdigen Entwicklung der Stadt finden. Noch vor einem halben Jahrhundert war Sonnenbühl ein kleines, wenig beachtetes Landstädtchen, das nur dann und wann durch einen fröhlichen Streich seiner Bürgerschaft in weitem Kreisen von sich reden machte. Anders wurde das, als es sich frischweg mit der Herstellung von Musikdosen abgab und diesem neuen Erwerbszweig, ganz gegen sonstige Sonnenbühler Art, einen Zug ins Große verlieh. Da wuchs die Stadt rasch an; von allen Seiten erfolgte der Zuzug von Leuten, denen der fast mühelose Erwerb in die Augen stach. Besonders welsche Elemente stellten sich ein, die es in der Folge nicht unterließen, sich mit den alteingesessenen Sonnenbühlern zu ver-

binden, woraus dann eine Volksmischung entstand, die im heutigen Sonnenbühler ihre wunderbarste Blüte treibt.

In dieser Industriezeit entwickelte sich vor allem auch der leichte Sinn der Sonnenbühler, da der Erwerb fast mühelos und reichlich war und zu allerhand Schnurrpfeifereien viel Zeit übrig ließ. In der Folge mußte diese Industrie schwere Schläge über sich ergehen lassen und war mehr als einmal dem Absterben nahe. Aber in unvermindeter Kraft blühte der Sonnenbühler Leichtsinns weiter, der durch den welschen Einschlag noch bedeutend sorgloser geworden war. Und merkwürdig, trotz des Leichtsinns kommen die Sonnenbühler doch recht gut durchs Leben. Zwar findet man in jedem Amtsblatt die Namen einer Reihe von Bürgern, bei denen fruchtlos gepfändet wurde. Aber ganz gleich wie in Gottfried Kellers *Seldwyla* gehen die Falliten hinunter zum fischreichen Fluß und an den See, um sich zum Mittagsmahl Fische zu fangen. Oder wenn's gerade Kirchzeit ist, stellen sie sich in langen Mäusen auf dem Markt ein, disputieren dort mit den Bauernweibern über die Kirschen, essen dabei immer ein paar von den Früchten und gehen zuletzt hübsch gesättigt nach Hause; gekauft haben sie natürlich nichts. Nach einem ausgiebigen Regen trifft man sie auch scharenweise in den Wäldern mit dem Einsammeln von Pilzen beschäftigt, und es mag mit Anerkennung hervorgehoben werden, daß es nirgends landauf und ab so gute Pilzkenner gibt, wie in Sonnenbühl. So treibt's der Sonnenbühler und gedeiht dabei. Am Sonntag macht er gewöhnlich einen Ausflug auf eine der benachbarten Höhen; dort ist er in den Bergwirtshäusern eine bekannte Erscheinung, und man begegnet ihm mit einer gewissen Hochachtung, weil er es versteht, in kurzer Zeit eine Unmenge zu essen und im selben Verhältnis zu trinken. Oft bezahlt er seine Beche sogar blank und bar; doch soll dies in letzter Zeit weniger oft vorkommen, und die Hochachtung der Bergwirte fängt mählich an zu schwinden.

Obgleich Sonnenbühl eine durchaus protestantische Stadt ist, haben sich doch noch katholische Gebräuche erhalten. So wird die Fastnacht allgemein als Volksfest gefeiert, wahrscheinlich, weil sie dem leichten Sonnenbühler Sinn besonders zusagt. Da steckt zwei Tage hindurch ein großer Teil der Sonnenbühler im Narrenkleid, und alle finden sich in die Narrenrolle ohne jegliche Mühe, als hätten sie zur Narretei eine Art inneren Berufs. Was bei den Sonnenbühlern mit der Narrenfreude zusammenhängt, ist die schier unbezwingliche Lust zu historischen Umzügen. Die Stadt hat in der Geschichte nie eine bedeutende Rolle gespielt. Aber gleichwohl veranstalten die Sonnenbühler mindestens alle zehn Jahre einen großen Umzug, der irgend eine große und glorreiche Episode aus der Vergangenheit der Stadt vor Augen führen soll. Dazu dichtet der jeweilige Stadtdichter ein Festspiel, das mit ungemeinem Glanz aufgeführt wird. Nach solchen Umzügen fangen dann die Sonnenbühler langsam an zu glauben, ihre Stadt sei früher wirklich ein Haupt- und Mordskerl von einer Stadt gewesen, und es sei jammerschade und sehr zu des Vaterlandes Nachteil, daß sie heute nicht mehr eine so bedeutende Rolle spiele. Dann werfen sie sich mit Feuereifer auf die Politik, in der Absicht, der Stadt ihre führende Stellung zurückzuerobern. Aufrufe werden verschickt, Versammlungen abgehalten, Parteien gegründet mit schwungvollen Programmen, von Vergewaltigung und Korruption ist die Rede, und alles läßt sich wunderschön an, bis sich die Parteien in die Haare geraten und die allerschönste politische Keilerei entsteht, zur stillen Belustigung jener großen Nachbarstadt, der Sonnenbühl die Führung aus den Händen winden wollte.

So sehr sich die Sonnenbühler in der Gemarkung des Gemeinwesens ihrer Nartheit freuen, so treten sie doch nach außen immer als gesetzte und hochachtbare Leute auf, so daß einer schon ein gewiegter Menschenkenner sein muß, wenn er herausfinden will, daß es jeder Sonnenbühler faustdick hinter den Ohren hat. Wenn aber irgendwo ein Fest ge-



Bildnis.

Gret Widmann, Rüschlikon.

(Aus dem „Schweizerischen Frauenkalender 1913“.)

feiert wird, dann fällt ohne weiteres die Maske des Ernstes, und der Sonnenbühler ist der Festfreudigsten einer. Dabei entwickelt er eine ganz eigentümliche Festfreude, die ihn von allen andern unterscheidet und doch nicht beschrieben werden kann. Wenn im lieben Vaterland ein größeres Fest gefeiert wird, würden es die Sonnenbühler als Schande betrachten und die Festgeber als Beleidigung empfinden, wenn Sonnenbühl nicht eine namhafte Zahl seiner Söhne schickte. Bei der Heimkehr vom Fest werden die Sieger — denn die Sonnenbühler siegen immer — von der ganzen Stadt empfangen, alles schwimmt in patriotischem und anderem Wohlbehagen, in den Wirtshäusern wird gesungen und getanzt, bis sich um Mitternacht die hiderben Männer wegen der Politik in den Haaren liegen und mit Hülfe kräftiger Fäuste dem Rot der erhitzten Gesichter etwas Blau beifügen. Es ist ganz sicher, daß den Sonnenbühlern etwas fehlen würde, wenn eine ihrer Festfahrten nicht so endigte. —

So sind die Sonnenbühler: ein Völklein, das man lieb haben muß, so wie ein Vater seinen etwas ungeratenen Sohn lieb hat und sich heimlich seiner dummen Streiche freut. Wie viel liebe sich von diesen Erbpächtern froher Lebenslust erzählen! Manche Erzählung ließe sich zurechtmodellern, die den Sonnenbühler im Staate seiner Nartheit, aber auch in seinen tiefsten allgemein menschlichen Konflikten zeigen würde. Davon vielleicht ein andermal! Auf alle Fälle bereitet es mir ein tiefinnerliches Vergnügen, die Sonnenbühler Käuze immer im Auge zu behalten, um mich an jedem ihrer Streiche so recht königlich zu freuen. Sonnenbühl wird mir so zum heimlichen Königreich, über dem in mildem Glanz die Sonne heiterer Lebenslust leuchtet.